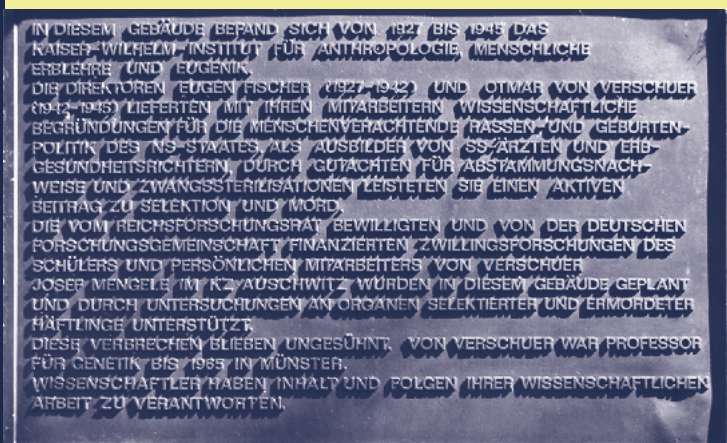


BERLINER ORTE
DER ERINNERUNG

Der Erinnerungsort Ihnestraße

Manuela Bauche

Am 15. Oktober 2024 eröffnete am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin der Erinnerungsort Ihnestraße. Als dezentrale Ausstellung konzipiert beleuchtet er kritisch die Geschichte des ehemaligen Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik (KWI-A). Er thematisiert die Verbindung von Wissenschaft und Unrecht am historischen Ort und erinnert an deren Opfer. Das Gebäude in der Ihnestraße 22 in Berlin-Dahlem, in dem sich heute ein Teil des Otto-Suhr-Instituts für Politikwissenschaft befindet, war von 1927 bis 1945 Sitz des KWI-A. Das KWI-A avancierte bald nach seiner Gründung zum prominenten Institut für Humangenetik, rassistische Forschung und Eugenik. Dieses Institut vertrat bereits in der Weimarer Republik eugenische Ideen. Einzelne Wissenschaftler*innen griffen auf ältere kolonialanthropologische Forschung zurück. Während des Nationalsozialismus unterstützten Forscher*innen die rassistische, antisemitische und behindertenfeindliche Verfolgungs- und Vernichtungspolitik der Nazis und waren an Verbrechen beteiligt. Der Erinnerungsort Ihnestraße wurde von dem im Januar 2019 eingerichteten Projekt *Geschichte der Ihnestraße 22* entwickelt. Dazu bündelte das Projektteam die umfangreiche Forschung zur Geschichte des KWI-A und zur Geschichte der Eugenik in Deutschland und recherchierte zu Forschungslücken. In Absprache mit Selbstorganisationen der relevanten Opfergruppen und einem wissenschaftlichen Beirat wurden Formate und Inhalte für eine sensible Sichtbarmachung und Auseinandersetzung mit der Geschichte des KWI-A und des damit verbundenen Unrechts erarbeitet. Seit 2024 ist der Erinnerungsort Ihnestraße anteilig an die Arbeitsstelle Universitätsgeschichte angegliedert.



Denkmal für die im Nationalsozialismus ermordeten Sinti**z*ze und Rom*nja Europas

Stiftung Denkmal für die Ermordeten Juden Europas

1992 beschloss die Bundesregierung die Errichtung eines nationalen Denkmals in Erinnerung an die Ermordung der verfolgten europäischen Sinti**z*ze und Rom*nja. Das Denkmal des Künstlers Dani Karavan besteht aus einem Brunnen mit einem versenkbaren Stein, auf dem täglich eine frische Blume liegt. Darüber hinaus informieren Tafeln über Ausgrenzung und Massenmord an dieser Minderheit während der nationalsozialistischen Terrorherrschaft. Das Denkmal wurde am 24. Oktober 2012 feierlich der Öffentlichkeit übergeben. Über das Denkmal schrieb der Architekt Dani Karavan folgende Worte:

Eine Lichtung im Tiergarten, gesäumt von Bäumen und Büschen, nahe dem Reichstagsgebäude. Ein kleiner, unscheinbarer Platz, der sich dem Lärm der Großstadt entzieht. Ein Ort innerer Anteilnahme, ein Ort, den Schmerz zu fühlen, sich zu erinnern und die Vernichtung der Sinti und Roma durch das nationalsozialistische Regime niemals in Vergessenheit geraten zu lassen. Ist ein solcher Ort überhaupt möglich? Ist das Mögliche vielleicht die Leere, das Nichts? Habe ich in mir die Kraft, einen Ort des Nichts zu erschaffen? An dem es nichts gibt. Keine Worte, keine Namen, kein Metall, keinen Stein. Nur Tränen, nur Wasser, umringt von den Überlebenden, von jenen, die sich des Geschehenen erinnern, von denen, die das Grauen kennen, und anderen, die es nicht kannten. Sie alle spiegeln sich hier, auf dem Kopf stehend, im Wasser der tiefen, schwarzen Grube, während der Himmel sie bedeckt – das Wasser, die Tränen. Nur ein einzelner kleiner Stein, der versinkt und emporsteigt, wieder und wieder, Tag



für Tag. Und auf ihm jeden Tag eine neue kleine Blüte, um sich jedes Mal aufs Neue zu erinnern, in Erinnerung zu rufen, unentwegt, bis in alle Ewigkeit. Das Wasser umfängt den Himmel, den blauen, den grauen, den schwarzen Himmel. Die Wolken, das Licht, das Dunkel. Alles wird verschlungen vom wirbelnden Wasser. Allein der Klang einer einsamen Geige ist geblieben von der gemordeten Melodie, schwebend im Schmerz.



BERLINER ORTE DER ERINNERUNG

Wilhelmstraße 92

Dekoloniale – Erinnerungskultur in der Stadt

Der Projektraum von Dekoloniale – Erinnerungskultur in der Stadt befand sich in der Wilhelmstraße 92 in Berlin zwischen den ehemaligen Standorten der Reichskanzlei und des Auswärtigen Amtes, an dem die Gesandten der europäischen Mächte, der USA und des Osmanischen Reichs auf Einladung des Deutschen Reichs und der Republik Frankreich 1884/85 zur Berliner Kongokonferenz zusammenkamen. Unter dem Vorsitz des Reichskanzlers Otto von Bismarck verständigten sie sich dort über die Regeln für die koloniale Aufteilung und Ausbeutung des afrikanischen Kontinents. Durch einen glücklichen Zufall ergab sich für das Projekt Dekoloniale – Erinnerungskultur in der Stadt bereits im Jahr 2020 die Möglichkeit, direkt

am historischen Ort der Berliner Afrika-Konferenz in der Wilhelmstraße 92 einen Arbeits-, Seminar- und Veranstaltungsraum anzumieten. Die Rückgewinnung dieses historischen Ortes war für Dekoloniale – Erinnerungskultur in der Stadt von größter Bedeutung und Ausgangspunkt für eine neue, kollaborative und dezentrale Auseinandersetzung mit dem deutschen Kolonialismus. Die Räume in der Wilhelmstraße 92 wurden gemeinsam mit dem Bündnis Decolonize Berlin e. V. genutzt. Im Laufe des Projekts konnte sich dieser Raum am Ort der ehemaligen Reichskanzlei als ein Zentrum der kritischen Auseinandersetzung mit der kolonialen Vergangenheit etablieren. In Schaufensterausstellungen wie *Erinnern. Entschuldigen. Entschädigen.* (2024) und zahlreichen öffentlichen Veranstaltungen wurden die Geschichten dieses symbolträchtigen Ortes sichtbar gemacht und Forderungen nach Anerkennung des Widerstands gegen deutsche und europäische Kolonialverbrechen unterstützt. Leider ist es der Berliner Senatsverwaltung für Kultur und Gesellschaftlichen Zusammenhalt und der Stiftung Stadtmuseum Berlin nicht gelungen, den symbolträchtigen Raum über die Projektlaufzeit hinaus zu sichern. Auf Forderung des privaten Besitzers der Immobilie musste der Projektsitz zum Jahreswechsel 2024/25 geräumt werden, nachdem der Eigentümer einer Vertragsverlängerung nicht zugestimmt hatte. Mit dem Modellprojekt Dekoloniale – Erinnerungskultur in der Stadt endet damit auch die geschichtspolitische Nutzung des Ortes, der wie kein anderer für Europas koloniale Unrechtsherrschaft in Afrika steht. Sein Verlust reißt eine tiefe Lücke in die postkoloniale Erinnerungslandschaft Berlins.

Wedding – Afrikanisches Viertel

Noël Schepp

Das Viertel im Berliner Stadtteil Wedding befindet sich durch die Umbenennung von Straßennamen im Wandel vom kolonialen Flächendenkmal zu einem Lern- und Erinnerungsort an den antikolonialen Widerstand und die Unabhängigkeit afrikanischer Nationen. Die Entstehungsgeschichte des Afrikanischen Viertels zeigt, dass der Kolonialismus in der deutschen Öffentlichkeit ein prominenter Gegenstand gewesen war, bevor er in der Nachkriegszeit verdrängt wurde. In dem vierzigjährigen Entstehungszeitraum von 1899 bis 1939 spiegelt das Viertel die Entwicklungen und die Prominenz des deutschen kolonialen Geistes wider, der in der politisch wechselhaften Zeit ein stetes Element bildete.

Der Auftakt für ein solches Viertel, das in der Folge von anderen Städten (unter anderem in München, Köln und Düsseldorf) kopiert werden sollte, erfolgte im Jahre 1899. Im noch wesentlich unbebauten Nordrand

der Hauptstadt oberhalb der Seestraße wurden zwei Straßen nach den damaligen deutschen Kolonien Togo und Kamerun in Westafrika benannt. Über die konkreten Urheber dieses Vorhabens gibt es unter Historiker*innen unterschiedliche Meinungen. Während Ulrich van der Heyden¹ davon spricht, dass jenes auf Geheiß von Kaiser Wilhelm II. persönlich veranlasst wurde, weisen Kopp und Krohn² nach, dass die Initiative für die Benennung des Areals vom damaligen Dezernenten für Straßenbenennungen, dem Stadtrat Ernst Friedel ausging, der sich für deutsche Kolonien einsetzte. Manche gehen davon aus, dass der ‚Tier- und Menschaussteller‘ Carl Hagenbeck, mit den Plänen, den heute angrenzenden Volkspark Rehberge neben einem Zoo mit sogenannten Völkerschauen zu bespielen, das Afrikanische Viertel als solches geprägt habe³. Diese Pläne legte Hagenbeck jedoch wesentlich später, im Jahre 1912, vor; sie wurden aufgrund des beginnenden Ersten Weltkriegs dort nie verwirklicht.

Nacheinander wurden die Benennungen analog zur Aneignung der deutschen Kolonien vorgenommen. Aber auch nach der Zeit der eigentlichen Kolonialherrschaft führte die populäre kolonialrevisionistische Strömung der Weimarer Republik dazu, dass die Bezeichnungspraxis

- 1 Ulrich van der Heyden, „Das Afrikanische Viertel“. In *Kolonialmetropole Berlin*, hrsg. von Ulrich van der Heyden und Joachim Zeller. 261–263. Berlin Edition: Berlin 2002, S. 261.
- 2 Christian Kopp und Marius Krohn, „Blues in Schwarz-Weiß: Berlins Black Community im Widerstand gegen kolonialrassistische Straßennamen“. In *Black Berlin: die deutsche Metropole und ihre afrikanische Diaspora in Geschichte und Gegenwart*, hrsg. von Oumar Diallo und Joachim Zeller, 219–231. Berlin: Metropol 2013, S. 223.
- 3 Alexander Honold, „Afrikanisches Viertel – Straßennamen als kolonialer Gedächtnisraum“. In *Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus*, 305–321, hrsg. von Birthe Kundrus, Frankfurt am Main: Campus 2003, S. 314.



sogar noch ausgeweitet wurde. Durch den Verlust der Kolonien nach dem Ersten Weltkrieg wurde das Thema deutlich präsenter in der deutschen Öffentlichkeit.

Den einzigen Zwischenton in der kolonialen Logik der Straßennamen des Viertels bildet die den nördlichen Teil abschließende Ghanastraße. Sie wurde im Jahre 1958 anlässlich des Besuchs des ghanaischen Staatsoberhauptes der erst kürzlich unabhängig gewordenen westafrikanischen Nation gewidmet. Initiativen für eine Umbenennung der besonders problematischen Straßennamen, die nach direkt am kolonialen Unrecht beteiligten Männern benannt waren, gab es bereits in der Nachkriegszeit und vermehrt seit den 1980er Jahren.

Seit der Jahrtausendwende wurden Proteste von Menschen aus der Schwarzen Community beziehungsweise Menschen afrikanischer Herkunft vermehrt wahrgenommen, die in den kolonialen Straßennamen eine andauernde rassistische Provokation sahen. Nach verschiedenen Anläufen, geeignete Alternativen für die belasteten Straßennamen zu finden, wurde sich 2018 auf politischer Ebene auf antikoloniale Widerstandsgrößen als neue Namenspat*innen geeinigt.

Der zentrale Platz im nördlichen Teil des Viertels wurde im Jahre 1910 zu Ehren des 25. Todestages von Gustav Nachtigal (1834–1885) benannt. Dieser gilt als der ‚Begründer‘ der Kolonien Togo und Kamerun. Der Platz erinnert seit 2024 an Emily (1881–1936) und Rudolf Duala Manga Bell (1873–1914), der sich als Herrscher der Duala im heutigen Kamerun, ausgebildet in Deutschland, aufgrund seiner Kenntnisse der Sprache und des Rechtssystems mit der Obrigkeit der deutschen Kolonisation angelegt hatte und darauf von jener wegen ‚Hochverrats‘ hingerichtet wurde. An der feierlichen Einweihung der neuen Straßenschilder im Dezember 2022 nahm neben dem Botschafter Kameruns auch der amtierende Duala-König Jean-Yves Eboumbou Douala Bell teil.

Die in der südlichen Hälfte des Viertels parallel zur Müllerstraße verlaufende Lüderitzstraße wurde um das Jahr 1902 nach dem Sohn eines Bremer Tabakhändlers Adolf Lüderitz (1834–1886) benannt. Zusammen mit der Swakopmunder Straße und der Windhukstraße stellte sie den Bezug zur Inbesitznahme der flächenmäßig größten deutschen Kolonie her, Deutsch-Südwestafrika.

Der Bezirk Mitte beschloss 2018, die Lüderitzstraße in Cornelius-Fredericks-Straße umzubenennen. Dieser war Kapitän der Nama und führte zeitweise den Widerstandskampf gegen die deutsche Kolonialmacht im heutigen Namibia an. Die Volksgruppe der Herero hatte sich 1904 unter Samuel Maharero gegen die deutschen ‚Schutztruppen‘ aufgelehnt. Dieser Aufstand wurde brutal niedergeschlagen und endete in der Vernichtung eines Großteils der Herero-Bevölkerung.

Cornelius Fredericks galt danach in dem über Jahre andauernden Guerillakrieg als gefährlichster Gegner des Kolonialregimes. Er starb schließlich im Jahre 1907, ein Jahr nach dem Ende des Nama-Aufstands, an den unmenschlichen Bedingungen der Gefangenschaft im Konzentrationslager an der Lüderitzbucht.

Bei der Einweihung des Straßenschildes im Jahr 2022 forderte der namibische Botschafter eine echte Anerkennung des Völkermords an den Herero und Nama. Dieser gilt als erster Genozid des 20. Jahrhunderts und kostete schätzungsweise bis zu 100.000 Menschen das Leben. Er brach letztlich den Widerstand gegenüber der deutschen Kolonialherrschaft.

Die Petersallee wurde nach dem Beschluss der Bezirksverordnetenversammlung Mitte von 2018 in Maji-Maji-Allee und Anna-Mungunda-Allee umbenannt. Die Maji-Maji-Allee soll an den größten Aufstand gegen die Kolonialherrschaft der Deutschen in Ostafrika erinnern. Im Jahre 1905 erhoben sich Menschen besonders im Süden der Kolonie gegen die ‚Kaiserliche Schutztruppe für Deutsch-Afrika‘. Dies geschah in Reaktion auf die horrenden Erhöhung der Kopfsteuer.

Das Wort *maji* auf Kiswahili bedeutet übersetzt ‚Wasser‘; jenes wurde mit Mais und Hirse vermischt und in einem Ritual den Kämpfer*innen als Medizin verabreicht. Dies sollte nicht nur die Einheit der Aufständischen stärken, sondern jene auch unverwundbar gegenüber den Schüssen der Kolonialherren machen.

Als Resultat des Aufstands, in dem die Deutschen Schutztruppen jedoch mithilfe von afrikanischen Söldnern, den sogenannten Askari, die Oberhand behielten, fanden weit über 75.000 Menschen den Tod. Die Folgen des Konflikts waren laut dem Historiker Horst Gründer „ähnlich verheerend“ wie der Aufstand der Herero und Nama in ‚Deutsch-Südwestafrika‘.

Der zweite Teil der Petersallee wurde nach Anna ‚Kakurukaze‘ Mungunda (1932–1959) benannt. Sie war Angehörige der Herero, eine prominente Kämpferin für die Unabhängigkeit Namibias und wurde mit einem nationalen Ehrengrab in Windhoek bedacht. Als erste Frau beteiligte sie sich an den Protesten gegen die südafrikanische Fremdherrschaft. Sie wurde dort daraufhin von der Polizei erschossen und gilt als Nationalheldin in Namibia. Die Umbenennungen der Straßennamen sind Resultat des Engagements von zahlreichen Gruppen und Einzelpersonen, wie dem Bündnis Decolonize Berlin e. V. oder der Initiative Schwarzer Menschen in Deutschland. Das Gedenken an antikoloniale Widerstandskämpfer*innen ist ein weiterer Schritt für die Dekolonisierung – und dass nicht nur im Berliner Stadtraum, sondern auch in der Erinnerungskultur in Deutschland.

4 Alexander Honold, „Afrikanisches Viertel – Straßennamen als kolonialer Gedächtnisraum“. In *Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus*, 305–321, hrsg. von Birthe Kundrus, Frankfurt am Main: Campus 2003, S. 314.